

Literatur des Auslandes.

N^o 41.

Berlin, Mittwoch den 4. April

1838.

England.

Leiden eines Ordnungsliebenden.

August Minns war ein Junggeselle, der nach seiner eigenen Angabe vierzig, nach der seiner Freunde achtundvierzig Jahre alt war. Immer war er eigen, ordentlich, pünktlich; er war eine menschliche Uhr, deren Räderwerk nie in Unordnung kam, deren Genauigkeit nie eine Veränderung erlitt. Wer hätte je ein Staubchen auf seinem braunen Rocke gesehen? wer eine Falte auf dem Rücktheile desselben, einen Fleck auf seinen hellgrauen Beinkleidern, eine Unregelmäßigkeit in dem Knoten seiner Halsbinde, oder eine Spur des Alters an seinen untadelhaften Stiefeln? Sein braunseidener Regenschirm mit elfenbeinernem Griffe war noch ganz neu, obgleich er ihm schon funfzehn Jahre gedient hatte. In Somerset-House war er in einem Bureau angestellt und hatte sich hier natürlich durch seine Pünktlichkeit und Ordnungsliebe ausgezeichnet.

Dieser Staats-Beamte, wie er sich selbst gern nannte, hatte ein gutes Gehalt, zu dem noch 6000 Pfund kamen, die in das große Bach eingetragen waren. Er bewohnte eine erste Etage in Tavistock-Street. Seit zwanzig Jahren genoss er hier das Glück der tiefsten Ruhe und das unvergleichliche Vergnügen, sich mit seinem Hauseigentümer zu zanken. Im Anfange eines jeden Vierteljahres machte Hr. Minns Miene, auszugehen, und am folgenden Tage ließ er sich die Schlüssel wieder ausbitten. Diese unterhaltende Beschäftigung brachte sein Blut in heilsame Wallung. Seine fixe Idee war die Ruhe, und die vollkommenste Ordnung war eine Bedingung seines Daseyns geworden. So kam es, daß zwei Geschöpfe seinen ganzen Haß zu tragen hatten: die Hunde und die Kinder; beide verletzten seinen Sinn für Ordnung, und an dieser hing sein Leben. Der Hinrichtung eines Hundes oder dem Tode eines Kindes würde er mit der innigsten und grausamsten Freude zugeschaut haben.

So lag eine ganze Welt zwischen der Sinnesart von Minns und der seines Betters Octavius Budden. Dieser, ein ehemaliger Kaufmann, war lärmend, eitel, ein wenig schwerfällig und prachtliebend. Minns war der Freund seiner Pantoffeln, schweigsam, sparsam; er war das Muster eines ordentlichen Mannes. Daher war ihm auch sein Better ein Gräuel. Er hatte sich nur mit Mühe dazu bequemt, Pauthenstelle beim jungen Budden zu vertreten, und nie hatte er sich um seinen Pauthen bekümmert. Hr. Budden hatte sich vom Gewürzhandel zurückgezogen, nachdem er ein bescheidenes Vermögen erworben. Nun konnte er seinen Neigungen für das Landleben folgen und ein Häuschen, welches ein paar Schritte von der Straße ablag, kaufen. In diesem Häuschen, oder besser in dieser steinernen Schachtel, lebte er mit seiner Frau und seinem Sohne Alexander August Budden. Als man eines Abends den Kleinen hinlänglich bewundert hatte, fiel das Gespräch der Gatten auf den Pauthen Minns. Er war ein ordentlicher Mann, und ein ordentlicher Mann wird immer für reich gehalten. Die Frauen besonders haben einen eigenen Instinkt, die verborgenen Geldquellen zu errathen.

„Ja“, rief Madame Budden, „wir müssen uns um seine Freundschaft bemühen. Wir haben einen Sohn, und Hr. Minns kann ihm nützlich seyn. Auf, Hr. Budden, thun Sie etwas! besuchen Sie diesen Pauthen!“ — „Aber, Madame Budden...“ — „Aber, Herr Budden, keine Widerrede, Sie werden es thun.“ — „Unsere Charaktere sind so verschieden!“ — „So müssen Sie den Ihrigen ändern.“ — „Gut! Ich werde ihn zum nächsten Sonntag zum Mittagessen einladen.“ — „Nun, das nenne ich mir noch einen guten Jungen, einen gefälligen Mann!“ — „Du hast Recht“, sagte Budden mit einer schlauen Miene, „aber ich will noch mehr thun!... Die Frauen verstehen davon nichts; aber Sie sollen sehen.“

Am folgenden Morgen frühstückte Minns mit seinem gewöhnlichen sanften Ernste; sein Frühstück und sein Journal, das er von einem Ende zum anderen, vom Titel bis zum Namen des Druckers las, fesselten beide seine Aufmerksamkeit. Er fuhr zusammen, als eine fremde Hand an die Hausthür klopfte; der Schlag war laut und rauh. Sein Bediente brachte ihm darauf eine wichtige Karte, welche mit riesenhafteu Gothischen Charakteren bedeckt war. „Octavius Budden, Zoë's Hütte, in der Pappel-Allee, Stamford-Hill.“

Madame Budden hieß Zoë; vor der Thür stand eine Pappel; so findet die Karte ihre Erklärung. Der Junggeselle las und zitterte. „Budden!... Gehe er hin, woher er gekommen ist!... Ich schlafe... ich bin ausgegangen und komme nicht wieder.“ — „Er kommt schon hinter mir her!“

Minns' gute Laune war verschwunden; er kannte seinen geräuschvollen Better und verabscheute ihn; seine Nerven zuckten. Schon hörte er die neuen Stiefeln des Gewürzkrämers knarren, und dazu kam noch ein sonderbares Geplätsche, welches allen seinen Vermuthungen Hohn sprach.

„Er mag kommen“, murmelte er mit schmerzlicher Stimme. Jetzt erschienen zwei Personen: zuerst eine ungeheure Pudelhündin mit weißen Haaren, langen Ohren, rothen Augen, kleinem Schwanz; ihr folgte der Besitzer des Hundes, der edle und liebenswürdige Budden. Seine Manieren waren von einer Geradheit, die man für Rohheit halten konnte. Gleich bei seinem Eintritt warf er einen Stuhl um und zerdrückte fast die Hand seines Betters. Dann verwickelte er sich mit seinen Stiefeln in das Tisch Tuch und sagte mit lauter Stimme:

„Ich bin entzückt, Sie zu sehen!“ — „Gleichfalls!“ — „Wie geht's? Wie geht's?“ — Minns blieb stumm. — „Und die Familie? Ihre Frau?.. Ach! Sie haben ja keine. Aber Ihr Bruder?.. Wie einfältig bin ich!.. Aber Sie, mein Junge, sind köstlich!“ — „Zu gütig, viel zu gütig, Herr Budden.“

Minns lag auf der Folter und verfolgte die Hündin mit dem Kleinen Schwanz.

„Sehr schön, sehr schön!“ erwiderte Budden auf eine Frage, die gar nicht vernommen worden war... „Und befinden Sie sich wohl?“

So ziehen sich in England, und wahrscheinlich auch anderswo, diejenigen aus der Schlinge, welche nicht sehr reichlich mit geistigen Gaben bedacht sind. Sie nehmen ein ungeheures Interesse an unserer Gesundheit und bezeugen dies durch endlose wiederholte Fragen. Während dieser köstlichen Unterhaltung war der Bierfäuler viel geschickter und unternehmender gewesen. Seine Hinterfüße waren in die Höhe gerichtet; seine Vorderfüße ruhten auf dem Tisch Tuche, und seine Zähne nagten an dem braunsten und zartesten aller Braten. Er war im Begriff, ihn auf dem Teppich zu verpeisen.

Budden bemerkte den Diebstahl und brach in ein großes Lachen aus: „Minns“, rief er aus, „sehen Sie doch! der Hund ist des Herrn würdig. Beide sind Thiere ohne Umstände. Weg! Hannibal, weg! Ich bin zu Fuß gekommen; ich habe fürchterlichen Hunger.“ Minns war ein Freund der Höflichkeit, und er that sich den möglichsten Zwang an, um nicht die Gränzen derselben zu überschreiten. „Sie sind ohne Frühstück aufgebrochen?“ rief er aus.

„Hergensvatter, ich wollte mit Ihnen frühstücken; klingeln Sie, mein Junge! Geben Sie unterdeß den Schinken her! Ich mache keine Umstände; die umständlichen Leute sind unausstechlich. Nicht wahr, Better?“

So ergriff er eine Damast-Serviette und wehte damit den Staub von seinen Stiefeln ab. Minns zog mit ruhiger Berzweigung die Klingelschnur und versuchte zu lächeln. „Was für eine Hitze!“ — Budden ergriff eine zweite Serviette und wischte sich den Schweiß ab. Bei der gänzlichen Unfruchtbarkeit seines Geistes rief er dann zum funfzehnten oder sechzehnten Male aus: „Ach! der theure, liebe Minns! meiner Treu, er ist so gesund wie ein Fisch!“ — „Finden Sie?“ Minns versuchte zu lächeln. — „Ist bei Ihnen Alles wohl?“ fragte der höfliche Mann, während Budden eine Butterschnitte verzehrte. — „Kerngesund! Sie kennen unsere Wohnung nicht; vortrefflicher Schinken... Ruhig, Hannibal!“

Hannibal schleppte sich mit zwei Schinkenschnitten auf dem Teppich herum. Budden fuhr in seiner Beschreibung fort: „Grüne Fensterläden, ein kleiner Garten, ein grünes Gitter, ein blanker kupferner Klopfer; Alles ist höchst elegant.“ Budden hatte währenddem die ganze Dekonomie des Frühstückes umgeworfen; die Gabeln lagen nicht an ihrer Stelle, das Messer, an dem Butter hing, lag auf dem Tisch Tuche. Wer könnte den Schmerz eines ordnungsliebenden Mannes dabei beschreiben! Mit sanfter und noch liebenswürdiger Stimme sagte er:

„Wenn Sie doch den Schinken anders anschneiden wollten; ich glaube, er würde Ihnen besser schmecken.“

Der unempfindliche Budden spiekte ein kolossales Stück auf seine Gabel und sagte: „Dank, Dank. So ist er mir lieber; das ist weniger umständlich. Ruhig, Hannibal! Laß die Gabel liegen. Ich bitte noch um etwas Zucker! Noch etwas! Aber Sie besuchen uns doch? Machen Sie keine Umstände.“
(Schluß folgt.)

Frankreich.

Robespierre's Salon.

(Schluß.)

Lacroix, ein Freund Danton's und Konvents-Mitglied, war durch Tallien von der Gefahr, in welcher Danton schwebte, in Kenntniß gesetzt worden. „Ach“, sagte er darauf zu Tallien, „ich habe Alles vorausgesehen, — ich habe darüber bereits mit Danton geredet, aber immer dieselbe Antwort erhalten. Er hat ein zu großes Vertrauen auf die Furcht, welche er Robespierre einzufloßen glaubt; er denkt, dieser werde es nicht wagen, seinen Kopf anzutasten. Durch ein Wort Saint-Just's und Henriot's vorgestern beunruhigt, habe ich sogleich Alles bei Danton aufgeboten und ihm vorgestellt, daß der Tyrann dem Volke verhaßt ist, — daß auf ein einziges Wort aus seinem beredten Munde Robespierre falle; endlich habe ich mich vor ihm auf die Kniee geworfen — ja, auf die Kniee! — und was hat er mir geantwortet? — was glaubst Du wohl, das dieser von allen Seiten bedrängte Mensch mir geantwortet?“ — „Es ist noch nicht Zeit!“ — „Welcher Wechsel in wenigen Monaten!“ fuhr Lacroix fort. „Was hat ihn aber verursacht? Die Liebe zu einem Weibe. Diese Liebe beherrscht ihn dermaßen, daß er nicht im Stande ist, sich nur auf einen Tag von Paris zu entfernen, wenn sie es nicht wünscht oder ihn nicht begleiten will. Ich würde ihm vorschlagen, zu entfliehen; ich habe die Mittel dazu, aber er schlägt es doch nur aus. Seine Frau ist in anderen Umständen, er will sie nicht verlassen. Handelt er, so möchte er vielleicht die Ruhe derjenigen stören, die er mehr liebt als das Vaterland, die Freiheit, als Alles, was nicht sie ist. Darum wollte er niemals zugeben, daß Robespierre sein Feind und er in Gefahr sey.“

Was Lacroix sagte, war nur allzu wahr. Danton stand unter dem Einfluß einer jener Leidenschaften, die über das Leben entscheiden; er opferte ihr das seinige. Noch an demselben Tage kam gegen Abend ein Kanzellist des Revolutions-Tribunals (dieser unreinen Kloake, worin vielen hohen Häuptern die Märtyrer-Krone aufgesetzt wurde), der Danton wohlwollte, zu diesem, um ihm anzuzeigen, daß man im Begriff sehe, seine Sache dem öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville zu übergeben, und daß bereits von seiner Festnehmung im Ausschuss oder Konvent gesprochen worden sey.

„Festnehmung!“ fuhr Danton heftig empor, — „Festnehmung? — man wird es nicht wagen!“

„Dasselbe Wort sagte der Herzog von Guise, als er zu Heinrich III. ging, und er hat ihn nicht lebend wieder verlassen“, versetzte Lacroix.

Aber als hätte Danton dem Tyrannen trogen und ihm zeigen wollen, daß seine Kraft noch nicht erschöpft, ging er noch an dem nämlichen Abend in die Oper. Auch dorthin kam der Kanzellist des Revolutions-Tribunals, um ihm anzukündigen, der Verhaftungsbefehl sey bereits ausgefertigt, und daß ihm nur noch wenige Augenblicke zur Flucht übrig seyen. Der Warnende besaß in Romainville ein Haus; er erbot sich, Danton dorthin zu begleiten. Es gab in jener entseßlichen Zeit noch edle Seelen!

Seine Frau, die bis dahin nichts von der Gefahr gewußt hatte, faltete die Hände und bat und beschwor ihn, zu entfliehen. Er sah sie dergestalt in Furcht, daß er sich entschloß, dem muthigen Freunde zu folgen, der vielleicht seinen eigenen Kopf in Gefahr brachte, als ein genauer Freund Danton's, der sich mit in der Loge befand, ihm diese Flucht ausredete, indem er sagte, einen Mann wie ihn könne man nicht arre- tieren, das Volk würde sich widersetzen. „Das hab' ich immer gesagt“, versetzte Danton, dem Freunde die Hand drückend, der vielleicht nichts als ein Verräther war, — „ich bleibe.“

Indem er seine Frau auf die Wange küßte, bat er sie, sich zu beruhigen, und nachdem er den wärmsten Dank jenem Kanzellisten abgestattet, hörte er den Rest der Oper mit der äußersten Aufmerksamkeit. Darauf ging er mit seiner Frau hinaus und kehrte ruhig in seine Wohnung zurück; kaum graute jedoch der Tag, als ein Bataillon sein Haus umzingelte und ihn festnahm, ohne daß die versammelte Menge etwas Anderes als Neugierde zeigte.

Dabei war Danton so beliebt, daß die mit seiner Arretirung Beauftragten Alles thaten, was in ihrer Macht stand, um seine Flucht zu erleichtern. Als sie sahen, daß er keine Lust zu entweichen zeigte, zogen sie das Versiegeln und alle bei einer solchen Gelegenheit vorkommende gerichtliche Geschäfte in die Länge, in der Hoffnung, man werde kommen, ihn zu befreien. Niemand kam, und dennoch — ich wiederhole es — liebte man ihn. Der Schrecken, den die Ausschüsse einflößten, war jedoch so groß, daß Alles vor dieser Macht verschwand. Man führte ihn nach der Conciergerie, wo er Phélippeaux, Lacroix, Camille Desmoulins, Héault, de Sèchelles und Andere traf.

Jene Schwäche, welche er vor seiner Festnehmung gezeigt, verschwand vor seinen Richtern: im Tribunal war sein Benehmen großartig. Man weiß, wie er mit den Richtern umsprang.

Er kam dahin, ihnen solche Furcht einzufloßen, daß der Präsident eine Compagnie zur Unterstützung verlangte, „um“, wie er sagte, „das Heil des Tribunals diesem Menschen gegenüber zu sichern, der das Volk zum Aufruhr ermahnt.“

Sein Ende war heroisch, besonders in den letzten Augenblicken. Er sagte seiner Frau Lebewohl; er bat sie, ihn nicht zu vergessen, „bis zum Augenblick“, schloß er, „wo wir uns wiedersehen werden.“ — Diese Worte sprach Danton; sie wurden ihm durch seine Ueberzeugung eingegeben. Er hatte keinen Stolz und zeigte in seinen letzten Augenblicken, daß mit seinem Glauben eine Veränderung vorgegangen.

Robespierre zog sich indeß von der politischen Welt, selbst von seinen Kollegen des Ausschusses, Saint-Just und wenige Andere ausgenommen, fast ganz zurück. Bisher hatte er oft Dinners angenommen und gegeben, theils bei sich, theils bei Rose, dem berühmten Restaurateur jener Zeit; nach Danton's Tode wurde er jedoch scheu und abstoßend. Ein großer Gedanke brütete auf seiner Stirn, — welcher war es? Beabsichtigte er eine geheime Hinrichtung im Großen, um das Blut in noch stärkeren Strömen zu vergießen? Nach seinen finsternen Blicken zu urtheilen, mußte es in der That etwas Grauensvolles seyn, worüber er grübelte.

Seit mehreren Monaten besuchte Robespierre eine Frau, die man kennen muß, um eine Idee von dem zu bekommen, was Paris während des Terrorismus war. Diese Frau nannte sich Catherine Théos. Früher war sie Köchin gewesen. Mehrere Jahre vor der Revolution behauptete sie — vielleicht war ihr Verstand in der That gestört — Visionen gehabt zu haben, die ihr verkündet, daß sie die Mutter Gottes sey. Die Folge ihrer Visionen war, daß man sie in die Bastille steckte, wo sie sechs Monate blieb. Als die Revolution ausbrach, begriff die intrigante und verschmitzte Catherine sehr wohl, jetzt sey ihre Zeit gekommen, und mit Berzichteistung auf die Ausübung ihrer Küchen-Tafente, nannte sie sich von nun an Mutter Gottes. Sie machte die Bekanntschaft eines gewissen Dom Gerle, der früher Karthäuser-Mönch und später Mitglied der konstituierenden Versammlung gewesen. Vor ihm war sie aber mit einem anderen Menschen bekannt gewesen, der sich vornahm, diese Frau mit ihren Reden zu seinem Vortheil zu verwenden, und dieser Mensch war Robespierre.

Er war jetzt dahin gekommen, sein System zu ändern, denn er sah wohl ein, das seinige konnte sich nicht mehr halten. Es mußte durchaus etwas Ordnung in die einzelnen Theile des großen Staates gebracht werden, die zusammenbrachen, obgleich die Armeen an den Gränzen siegten. Was hilft die schönste Schale, wenn das Innere der Frucht wurmfressig ist? Robespierre sprach daher mit Catherine Théos und gab ihr neue Anleitungen; Dom Gerle hielt sich bereits für Gottes Sohn und überließ es Robespierre, sich zu halten, wofür es ihm beliebte; dieser gab sich für nichts Geringeres, als für den Sohn des höchsten Wesens aus.

Von nun an wurden dreimal wöchentlich des Abends Versammlungen bei Catherine Théos gehalten, denen Robespierre bewohnte. Er wollte das neue Religions-System organisiren, welches er in Frankreich einzuführen gedachte, nachdem er den Konvent von denjenigen Mitgliedern gesäubert, die er fürchtete, als da waren Bourdon (von der Dife), Tallien u. s. w. Dies geschah indeß Alles heimlich.

Endlich war man so weit, und das Fest des höchsten Wesens wurde gefeiert. Hier fehlte es jedoch Robespierre gänzlich an Geschicklichkeit. Leuten, die Alles zu zerstören drohten, durfte er nur mit religiösen Ideen kommen, die zugleich von einer ansehnlichen Macht unterstützt wurden. Seine Zuhörer öffneten, da dies hier nicht der Fall war, die Augen, und sogleich wurden Maßregeln von der Gegenpartei genommen, die sich im Konvent fand, wo man Robespierre haßte und fürchtete.

An der Spitze dieser Faction, welche sich langsam erhob, aber furchtbar wurde, sobald sie eine Anklage aussprach, befand sich Badier, Mitglied des Sicherheits-Ausschusses, früher Robespierre's bester Freund; später hatten sie sich veruneinigt. Er wurde von dem in Kenntniß gesetzt, was sich im Salon der Catherine Théos zutrug, und beschloß, dem Dinge nachzuspüren. Die Stelle, welche Badier im Sicherheits-Ausschuss einnahm, stellte ihm sämtliche Mittel zu geheimen Nachsuchungen zu seiner Verfügung, — er benutzte sie. Einer der Agenten des Ausschusses ging mit der Bitte zu Catherine, unter die Zahl ihrer Jünger aufgenommen zu werden. Sie wohnte in einem schönen großen Hause in der Rue d'Éstrapade. Nachdem er des Abends durch einen Eingeweihten, den er getäuscht hatte, in die inneren Gemächer geführt worden, erblickte er einen schönen geräumigen Salon, in dessen Mitte drei mit rothem Sammet überzogene und mit goldenen Franzen besetzte Sessel standen: der in der Mitte für die Mutter Théos, der zweite für Robespierre, den Sohn des höchsten Wesens, der dritte für Dom Gerle, den Sohn Gottes. Dieser saß links neben der Mutter Gottes, Robespierre war nicht zugegen.

Kaum war der Agent eingetreten, als eine andere Frau, fast eben so alt wie die Mutter Gottes, erschien; sie wurde die Erleuchtete genannt und begann sogleich in einem näselnden Tone: „Kinder Gottes, macht Euch bereit, das Lob des höchsten Wesens zu singen!“ Als der Aspirant die nöthigen Formlichkeiten durchgemacht, ließ ihn Catherine Théos zu sich herantreten, und nachdem sie ihm befohlen, sich auf ein Knie niederzulassen, sprach sie ihm, während sie seine Hände in die ihrigen nahm,

folgende Eidesformel vor: „Ich schwöre, meinen letzten Blutstropfen für die Sache und den Ruhm des höchsten Wesens zu vergießen und sie zu verteidigen, sey es mit den Waffen in der Hand, oder durch das Erdulden aller möglichen Todesarten.“

Hierauf las die Erleuchtete etwas aus der Offenbarung Johannis vor und sagte: „Sieben Siegel sind dem Evangelium der Wahrheit aufgedrückt, fünf sind gelöst. Gott hat unserer Mutter verheißen, sich ihr bei der Lösung des sechsten zu offenbaren. Wird das siebente gelöst, so fasset Muth, an welchem Ort der Erde Ihr auch seyn und was Ihr auch sehen möget; die Erde wird gereinigt werden, alle Menschen werden sterben: nur die Auserwählten der Mutter Gottes werden nicht umkommen, und die, denen vor dieser Zeit ein Unglück zugestoßen, werden wieder geboren werden, um nicht mehr zu sterben.“

Dann nahm Catherine abermals die Hände des Aspiranten in die ihrigen und sagte, indem sie ihn küßte: „Mein Sohn, ich nehme Dich auf in die Zahl der Auserwählten; Du wirst unsterblich seyn, wenn Du Deinem Eide getreu bleibst.“

Noch mehrmals kehrte der Agent zu Catherine Théos zurück, und stets wurden neue Mitglieder eingeweiht, deren Anzahl endlich beunruhigen mußte. Er sah Robespierre unter ihnen, und Badier erfuhr mit jedem Tage, daß sein Gegner sich seinem Sturze nahte. Endlich schien ihm der günstige Augenblick gekommen, die Mutter Théos und Dom Gerle wurden angeklagt und verhaftet. Sobald dies geschehen war, eilte Robespierre herbei, um seine Macht für ihre Rettung aufzubieten; doch konnte er von jetzt an bemerken, wie sehr diese bereits abgenommen. Er war nicht im Stande, sich der Festnehmung jener Individuen mit Erfolg zu widersetzen.

Nach diesem Ereigniß erschien Robespierre nicht mehr im Konvent; er entfernte sich gänzlich aus der Gesellschaft seiner Kollegen, ihnen andeutend, was sie von ihm zu fürchten hätten. Seine Macht war immer noch groß genug, hätte er sie anzuwenden verstanden. Ein Vorfall, der sich in dieser Zeit ereignete, beweist dies deutlich. Er findet um so mehr hier einen Platz, da er einen Beitrag zur Geschichte dessen liefert, was Frankreich in jener Epoche war, da es von einigen Mördern beherrscht wurde, welche die Nation decimirten.*)

Ein junges Mädchen, Namens Cécile Renault, die Tochter eines Papierhändlers, beschloß, Frankreich zu befreien. Sie war zwanzig Jahr alt, schön, wohlgezogen und hatte gegen den Tyrannen keinen persönlichen Haß, noch sonst irgend eine Beziehung zu ihm. Aber an jedem Tage traten ihr Familien in Trauer vor die Augen, und ihr Ohr wurde durch die Seufzer unglücklicher Schlachtopfer zerrissen. „Nein“, sagte sie, „ein schwaches Weib könnte unmöglich in ihrem Herzen einen so festen Willen fühlen, wenn Gott selbst ihn ihr nicht eingepflanzt hätte. Wohlan, möge die Mutter Gottes mit mir seyn!“ Am 23. Mai 1794 des Morgens stand sie auf, verrichtete ihr Gebet, — denn sie war durch eine bereits verstorbene Mutter fromm erzogen worden — ging zu ihrem Vater hinab, bat um seinen Segen und verließ ihr väterliches Haus, welches sie nicht wieder betreten sollte.

Bei Robespierre angelangt, wandte sie sich an Mademoiselle Duplair, die ihr nach einem neugierigen Blick sagte, Robespierre sey nicht zu Haus, und wenn er es auch wäre, so habe er nicht Zeit, sich mit aller Welt zu befassen. — „Wenn er ausgegangen ist, so werde ich warten“, versetzte das junge Mädchen sanft. — „Habt Ihr denn eine Verabredung mit ihm?“ — „Nein, — ist das nöthig? Ist er nicht ein öffentlicher Beamter und der Chef der Regierung? Muß er nicht einem Jeden Rede stehen? Unser guter König Ludwig der Heilige ließ unter der Eiche zu Vincennes jeden Landmann vor sich, der eine Beschwerde anzubringen hatte.“

Diese Worte wurden ihr Verderben. In jener unglücklichen Zeit bedurfte es nicht einmal so viel, um Verdacht zu erregen. Sie wurde festgenommen und vor das Revolutions-Tribunal geführt, wo man sie verhörte. „Kennt Ihr Robespierre?“ — „Nein.“ — „Was wollet Ihr von ihm?“ — „Das geht Euch nichts an.“ — „Habt Ihr gesagt, daß Ihr Capet bedauert?“ — „Ich habe gesagt, daß ich unseren guten König beweine, — ja, ich habe gesagt, ich wünschte, er lebte noch. Sendt Ihr nicht fünfhundert Könige und alle viel despotischer als der, den Ihr gerödtet habt? Ihr seyd alle Tyrannen! Ich ging zu Robespierre, um einen Tyrannen zu sehen.“ — „Was habt Ihr in jenem Päckchen?“ — „Ich wußte, daß man mich festnehmen würde, und hatte mich daher mit Wäsche versehen.“

Man öffnete das Päckchen — es enthielt in der That Wäsche; man durchsuchte sie jedoch weiter und fand ein großes Messer zum gewöhnlichen Gebrauch bei ihr. Dies war genug. Die Unglückliche wurde verurtheilt und am nächsten Morgen, den 29. Prairial des Jahres II, hingerichtet. Trotz ihrer Seelenstärke trat ein Augenblick ein, wo der Muth sie verließ: es war der, als sie sah, daß man ihren alten zweiundachtzigjährigen Vater als ihren Mitschuldigen mit ihr zum Schaffot führte. Sie war in Verzweiflung, — er tröstete sie, indem er sagte: „Was, Du beklagst meinen Tod? Jetzt, da Gott seine Hand von uns genommen, ist es ein Glück, zu sterben.“ Die ganze Familie dieses jungen Mädchens, zwei Tanten, die früher Nonnen gewesen, alle ihre Verwandte, im ganzen achtzehn an der Zahl, wurden mit ihr hingerichtet. Darunter waren acht Frauen, Mütter und Töchter, alle umarmten sich und sprachen sich unter einander Muth

*) Es ist dies dieselbe Thatsache, deren auch Lacretelle in seinem von uns mitgetheilten Artikel über den Heldenthum der Frauen während der Schreckenszeit gedachte, doch wird sie hier etwas abweichend erzählt.

ein. Nur ihre beiden Brüder kamen mit dem Leben davon; sie befanden sich bei der Armee, wo ihre Vorgesetzten ihnen Gelehrtheit gaben, aus der Haft zu entspringen.

„Wir sind glücklich“, riefen die Frauen, „vereint zu sterben!“ — „Sehet doch diese kühnen Weiber!“ sagte Fouquier-Tinville; „ich muß mitgehen, um sie sterben zu sehen, und sollte ich darüber mein Mittagbrod versäumen!“

Solchen Schicksales waren die Menschen, welche Robespierre's Gesellschaft bildeten, obgleich es Fouquier-Tinville sonst nicht an Geist fehlte. Aber Jeder mußte sich gleichsam erst entmenschen, um von den Anderen verstanden zu werden. Die Raserei dieser Epoche brachte den Pater Duchesne hervor, sie verdarb die Sprache und hob alle Geselligkeit auf; Niemand empfing oder machte Besuche. Die sonderbarsten und schlagendsten Kontraste erlebte man täglich vor dem Revolutions-Tribunale: die reine und fast immer elegante Ausdrucksweise der Schlachtopfer stand grell von den gemeinen Redensarten der Richter und Henker ab und fiel denen auf, die hingingen, um einen letzten Abschiedsblick von den Ihrigen zu erlauschen. Die Ehre dieser Epoche gebührt jedoch einzig und allein den Frauen: ihr Muth — ich sag' es mit Stolz — übertrifft den der Frauen des Alterthums in ihren gerühmtesten Handlungen. Die Herzogin von Abrantes.

Italien.

Rom und die Brücke bei Lodi.

Von J. F. Cooper.*)

Nächst den Engländern sind es die Franzosen, denen Herr Cooper gar zu gern eins abgibt. Die pomphaste „gloire“ der Letzteren ist ihm ein unleidliches Wort, das er mit vielem anderen Klitter in die theatralische Kampfkammer verweist, die er in Frankreich überall angetroffen. Hören wir nun, was der tadel-süchtige Amerikaner von der Brücke bei Lodi und von der berühmten Schlacht sagt, die zu den Grundsteinen der Napoleonischen „gloire“ gehört:

„Wir waren begierig, die gefeierte Brücke bei Lodi näher zu besichtigen. Ich bemerkte jedoch, daß das Volk an Ort und Stelle jene Schlacht nicht für etwas so Großes und Bewundernswürdiges hielt, als man sich gewöhnlich darunter denkt, und da ich von den besten Autoritäten wußte, daß mehrere von Napoleon's Schlachten hauptsächlich in den Bulletins geschlagen worden seyen, so näherte ich mich zweifelnd dem Fluß. Dieser Fluß ist bekanntlich die Adda, die durch Sandbänke sehr enstelt wird. Die 6—800 Fuß lange Brücke ist schmal, und das Land, welches der Stadt gegenüber liegt, ist ein niedriger Anger, wo in der Nähe der Brücke einige Häuser stehen, so wie auf der anderen Seite der Brücke die Gebäude der Stadt. Da es physisch unmöglich schien, diese Brücke unter dem Feuer einer irgend ansehnlichen Batterie zu passiren, und noch dazu die Oesterreichische Artillerie, wenn nicht als die beste, doch als eine der besten in ganz Europa angesehen wird, so war ich über den scheinbaren Hergang der Dinge ziemlich betroffen. Folgendes ist das Resultat meiner Forschungen an Ort und Stelle, welches meiner Uebersetzung nach nicht weit von der Wahrheit entfernt ist.“

„Die Oesterreichische Armee war auf dem Rückzug und hatte die Adda zwischen sich und dem Feinde. Napoleon erreichte den Fluß auf der Verfolgung, und da er fand, daß er zu durchwatzen sey, so sandte er ein Detaschement seiner Truppen zu diesem Zweck gegen eine Flanke des Feindes; die Oesterreicher zogen sich zurück, indem sie eine Abtheilung zurückließen, um ihren Rückzug auf der Brücke zu schützen. Begierig, einen entscheidenden Schlag zu thun, entschloß sich Napoleon, diesen Punkt auf der Stelle zu nehmen, und befahl den Angriff. Mein Berichterstatter versicherte, daß der größte Theil der Oesterreichischen Artillerie sich noch vor der Erstürmung zurückgezogen hätte, und dies ist wenigstens für wahrscheinlich zu halten. Napoleon und seine Generale, als sie sahen, daß die Kolonne vor den Augen der wenigen zurückgelassenen Kanonen stehen blieb, feuerten sie in Person an. Die Franzosen kamen nicht eher hinüber, als bis die Oesterreicher zu weit auf ihrem Rückzug waren, um den Kampf zu entscheiden, doch immer noch schnell genug, um sich einiger Stücke Geschütz im Nachtrab zu bemächtigen, welche die Oesterreicher wahrscheinlich mit Absicht preisgaben.“

„Diese Darstellung des Hergangs ist mir von einem Manne, welcher versicherte, Augenzeuge gewesen zu seyn, gegeben worden. Jedenfalls kann ich nicht glauben, nachdem ich die Brücke gesehen, daß eine Armee sie im Angesicht einer anderen, die nicht gänzlich desorganisiert war, passirt haben sollte. Uebrigens war es noch tollkühn genug, dies im Angesicht von ein paar wirksamen Kanonen zu versuchen, und selbst unter diesen Umständen erscheint die persönliche Unererschrockenheit der Generale in einem glänzenden Lichte. Es war gewiß eine tapfere That, wenn auch keinesweges so etwas Ungeheures, wie wir zu glauben gewohnt sind.“

Hören wir jetzt, welchen Eindruck der erste Anblick Roms auf unseren Reisenden macht. Herr Cooper ist weder mit gewöhnlichen antiquarischen Vorurtheilen hingekommen, noch kann man ihn im strengen Sinn des Wortes einen Gelehrten nennen, aber wohl besitzt er den philosophischen Geist des Wissens und der Gelehrsamkeit, und er hat, bei seiner Ankunft in der ewigen Stadt, offenbar wahrer und tiefer empfunden, als die, welche mehr schreien. Wir geben hier seine Schilderung; er spricht, wie man

*) Nach dessen bereits mehrfach erwähnten „Italiänischen Auszügen“.

sieht, von den Monumental-Ruinen, die er schon in einem andern Artikel berührt hat.

„Ich war zu ungeduldig, um die langsamen Bewegungen des Bettarino abwarten zu können, und sobald mein Frühstück verzehrt war, lief ich allein und zu Fuß voran. Nachdem ich einen Thorweg passirt, fand ich mich bald auf einem Punkte, von wo aus ich einen großen Theil des umliegenden Schauplazes überfah. Ein solcher Moment kommt nur einmal in einem ganzen Leben.“

„Die Straße lief einen langen Abhang herab in schnurgerader Linie, bis sie die Ebene erreichte, wo sie sich mehr in einer Diagonale nach ihrem Ziele hin fortwand. Aber welche Ebene! Nah und fern war sie ohne Baum, fast ohne Strauch, mit wenigen Gebäuden außer den Ruinen. Lange unterbrochene Linien von Bogen, die Reste alter Wasserleitungen, waren in der Ferne zu sehen, und hier und da machte ein Thurm die Einsamkeit noch sprechender, indem er zu einer Vergleichung Stoff gab zwischen den Tagen, wo diese Thürme gebaut und besetzt waren, und der gegenwärtigen Stunde. Am Fuße des Berges sah man eine Linie von kleineren Ruinen, die in einzelnen Zwischenräumen unterbrochen waren, doch konnte man sie noch Meilen weit deutlich unterscheiden und die Kontinuität erkennen, die einst von Albano bis hart an die Mauern Roms existirt hatte. Dies war die Apulische Straße, und jene Ruinen waren die Reste der Gräber, von welchen einst diese Straße an beiden Seiten besetzt war. Diese Gräber, nach einem Maasstab angelegt, der der Größe der Reichshauptstadt proportionirt war, verdunkelten bei weitem die von Pompeji, obgleich die letzteren, wie sich von selbst versteht, am besten erhalten sind. In der Nähe von Albano sieht man mehrere runde baufällige Thürme, die groß genug sind, um den Lebenden zu kleinen Wohnungen zu dienen, was auch bei mehreren von ihnen in der Nähe der Stadt wirklich der Fall ist.“

„Rom selbst lag nahe an den Gränzen der Aussicht nach Westen. Die Entfernung (gegen 14 bis 15 Englische Meilen) und die ebene Oberfläche des Landes ließen die Stadt nicht deutlich hervortreten, doch erschien sie immer noch königlich und wie eine Hauptstadt. Kuppeln erhoben sich über den Dächern auf allen Seiten, und die Peterskuppel, obgleich nicht so imposant, als die Phantasie sich ausgemalt, war doch vergleichungsweise prachtvoll und erhaben. Das Einzelne und besonders die Vergoldung abgerechnet, nahm sich das Ganze so aus, wie das Invalidenhaus, von Neuilly aus gesehen. Wiewohl ich übrigens in dieser Entfernung nichts Ruinenähnliches in der Stadt unterscheiden konnte, so hatte doch der Ort im Ganzen nicht das Ansehen anderer Städte. Schon die Dede der Umgegend, die zerbrochenen Bogen der Wasserleitungen und vielleicht auch die historischen Erinnerungen gaben der Stadt den Charakter einer erhabenen Einsamkeit, und wiewohl sie selbst nicht im Geringsten verlassen aussah, so waren doch die Umgebungen der Art, daß sie wie von der übrigen Welt abgeschnitten schien.“

„Wir fuhren durch die Stadt hindurch nach dem Hôtel de Paris, nicht weit von der Porta del Popolo, wo wir uns einquartirten. Ich bestellte eine Mahlzeit, doch zu ungeduldig, um meine Reugier zügel zu können, rief ich, da es überdies noch eine Stunde Tag war, nach einem Lohnbedienten und eilte fort. „„Wohin wünschen Signor?““ fragte der Bediente, als wir auf der Straße waren. „In die Peterskirche!“

„Bei meiner Begierde, vorwärts zu kommen, sah ich weder rechts, noch links. Wir kamen durch krumme enge Straßen, bis wir eine mit Statuen besetzte Brücke erreichten. Der Strom unter derselben war die Tiber. Sie ging rasch, trübe und gekrümmt und mochte gegen 300 Fuß, also nicht ganz so breit seyn, als die Seine bei Paris in derselben Jahreszeit. Ein großes rundes Gebäude mit militairischen Bastionen und Seitenvällen lag der Brücke gegenüber: dies ist das Hadrianische Mausoleum, welches, in eine Citadelle verwandelt, den Namen der Engelsburg trägt; ein bronzenen Engel schwebt über dem Thurm. Wir wandten uns links und folgten dem Strom, bis eine Straße uns von seinen Krümmungen hinwegführte; da sah ich mich an dem Ende eines ungeheuren Vierecks; zu beiden Seiten von mir erhoben sich gigantische Kolonnaden in Halbkreisen, die schönsten zwei Springbrunnen, die ich je gesehen, warfen dazwischen ihre Wasser in Bogen an ihren Seiten herunter, und den Hintergrund bildete die Fassade der Peterskirche. Ein stolzer Aegyptischer Obelisk nahm die Mitte des Plazes ein.“

„Man hatte mir überall gesagt, die scheinbare Größe der Kirche würde mich täuschen, doch dies war nicht der Fall. Mir schien sie gerade so groß, als sie wirklich ist, vielleicht schon darum, weil das Auge durch eine gute Schule gegangen war. Die Schweiz hat mich oft irre geführt in Bezug auf Höhen und Entfernungen, doch bei einem Schiff oder Gebäude ist das selten. Ehe ich die Schweiz gesehen, hatte ich nichts gefunden, was sich mit einer solchen Natur vergleichen ließ, und alle Gegenden, die ich von früher her kannte, boten keinen Maasstab, wonach ich schließen konnte; jetzt aber hatte ich zu viele große Bauten gesehen, um nicht auf der Stelle überzeugt zu seyn, daß dies der riesenhafteste von allen war.“

„Der Lohnbediente hätte gern meine Bewunderung bei einigen von Michael Angelo's erhabenen Schöpfungen festgehalten, doch ich drängte vorwärts. Beim Besteigen der Stufen streckte ich meine Arme aus, um eine von den ungeheuren Halbkolumnen

der Fassade zu umfassen, nicht etwa in einem Anfall von Sentimentalität, sondern bloß um den gigantischen Durchmesser derselben zu beurtheilen. Als ich die Thür geöffnet, fand ich mich in dem Schiff des großartigsten Gotteshauses, in welchem jemals religiöse Feierlichkeiten stattgefunden.“

„Ich ging unwillkürlich hundert Schritt vorwärts in dem Schiff und blieb stehen. Gewöhnt, große Bauten zu durchmessen, zählte ich die Schritte und wußte so, wie weit ich in dem Schiff vorgebrungen war. Männer am anderen Ende schienen von hier aus zu Knaben verkleinert. Einer, der eine Statue des heiligen Bruno, in der Höhe eines gewöhnlichen Glockenturms, reinigte, stand auf der Schulter der Gestalt und konnte seinen Arm gerade auf die Spitze des Kopfes niederlegen. Einige Marmorcherubims, die wie Kinder aussahen, waren in erhabener Arbeit an einem Pfeiler in meiner Nähe, und als ich eine Hand auf eine von ihren Händen legte, kam mir meine vor wie die eines Kindes im Vergleich mit jenen. Alles dies trug dazu bei, den Eindruck des Ungeheuren zu vergrößern. Am entferntesten Ende des Raumes stand ein marmorner Thron, ebenfalls so hoch, wie ein gewöhnlicher Kirchturm, eine Art von poetischem Stuhl für die Päpste, und erschien, so weit entfernt, wie ein Berg.“

„Nein, für mich war hier keine Täuschung. Jedes Ding erschien so ungeheuer, wie es an Fußen und Zollen nur seyn konnte, und wie ich so da stand, in Betrachtung des stolzen Baues versunken, da drängten sich mir fast die Thränen aus den Augen. Selbst der kleine P — — war überwältigt von dem Eindruck des Ungeheuren, den dieser Ort auf ihn machte, obgleich er sein halbes Leben damit zugebracht, Lebenswürdigkeiten der Art zu betrachten. Er drängte sich dicht an mich heran und murmelte in einem fort: „Qu'est ce que c'est? Qu'est ce que c'est? Est ce une église?“

„Ein gebildeter Schweizer, der jetzt in Rom ist und der mich auf meinen Morgenpromenaden oft begleitet hat, rief eines Tages triumphirend aus: „„Sie werden finden, wenn Sie die Ruinen Roms genau untersuchen, daß fast sämtliche Arbeiten, die nur für den Luxus da sind und das Gepräge einer wilden Barbarei an sich tragen, der Kaiserzeit angehören, während die für den öffentlichen Nutzen aus der Republik stammen. Auch sind die letzteren die einzigen, die unvergänglich scheinen.““ Wenn man auch den Eifer des Republikaners hier belächeln muß, so ist doch einige Wahrheit in diesen Worten, wiewohl es auch kein Wunder ist, wenn die Werke der Republik, zu denen besonders Röhren, Wasserleitungen u. dgl. gehören, schon durch ihre Natur dauerhafter sind, als die über der Erde, die mehr dem Zahn der Zeit und der Hand der Menschen ausgesetzt sind. Nichtsdestoweniger ist der Kontrast noch immer groß genug zwischen jenen Werken von dauerndem Nutzen und den barbarischen Resten eitel Tempel und blutbespreizter Arenen.“

Bibliographie.

Ludovico il Moro. — Historisches Gedicht von S. Campeggio. — Mailand. Considerazioni intorno alla Farsaglia di Lucano. — Von F. Carrone. — Turin. Felice dopo vent' anni di matrimonio. — Lustspiel von S. Cipro. — Venedig.

Mannigfaltiges.

— Die Dame von Lyon. So heißt ein neues Drama, (The Lady of Lyons) von E. L. Bulwer, das kürzlich in London unter großem Beifall zur Aufführung gekommen und nunmehr auch im Druck erschienen ist. Der kleine Abbruch, den des Verfassers Ruhm durch die „Herzogin von Lavallière“ erlitten, ist dadurch wieder vollkommen hergestellt. Die „Dame von Lyon“ erlebt eine ähnliche Intrigue, wie die, deren wir erst kürzlich aus dem Leben Angelika Kaufmann's gedachten; ein verschmähter Freier stellt der Dame nämlich einen Kavaliere vor, den er für einen Italienischen Fürsten ausgibt, der aber nichts weiter als der feingebildete Sohn eines Landmanns in der Nähe von Lyon ist. Wie Angelika, vermählt sich auch die junge Lyonerin mit dem Fremden; wie Angelika, erfährt sie nach der Trauung, welchen Streich man ihr gespielt; doch ist sie glücklicher, als Angelika: ihr Gatte ist kein unwürdiger durch sein früheres Leben gebrandmarkter Mensch. Ihr Stolz vielmehr, den er früher zu empfinden gehabt, hatte ihn nur dazu verleitet, sich zu einer Intrigue herzugeben, aus der noch zeitig genug wieder herauszukommen er selber den Faden verlor. Bald nach der Trauung aber giebt er der gedemüthigten Frau ihre Rechte nach dem damals (in der Revolutionszeit) geltenden Gesetze vollständig wieder zurück, während er selbst in den Krieg eilt, um sich die Stellung in der Gesellschaft, die er durch seine Bildung einzunehmen berufen ist, durch Tapferkeit wirklich zu erwerben. Im fünften Akt erblicken wir ihn als Oberst, und die Lyonerin, die schon, bevor er sich von ihr losriß, ihren Stolz vollständig bezwungen hatte, wird als treue Gattin der Lohn seiner Hingebung. Bulwer hat seinen Stoff mit der Meisterhaftigkeit behandelt, die ihn als Darsteller des menschlichen Herzens auszeichnet. Die Diction des Stückes ist, so viel wir aus den uns vorliegenden poetischen Proben ersehen können, ebenfalls nicht gewöhnlicher Art, und so ist es wohl kein Wunder, wenn die „Dame von Lyon“ auf der jetzt von einheimischen Autoren sehr stiefväterlich behandelten Englischen Bühne ganz außerordentliches Furor gemacht hat.